

Henning Schmidtke

Es ist nicht alles so scheiße, wie du denkst



30 Gründe, warum die Welt
heute besser ist als früher

Warum dieses Buch? – Henning Schmidtke im Interview

Herr Schmidtke, wie kamen Sie auf dieses irre Thema?

Wieso irre?

Na, wenn man Nachrichten schaut, hat man nicht das Gefühl, dass die Welt irgendwie besser wird.

Das liegt aber nicht an der Welt, sondern an den Nachrichten. Die sind im Zweifel negativ. »If it bleeds it leads«, sagen Journalisten in den USA, zu Deutsch: Aufreger bringt Auflage.

Ach? Jetzt sind also die Medien wieder schuld!

Ja, allerdings! Dazu gibt es sogar Studien. Zum Beispiel sind die Schlagzeilen der »New York Times« mit den Jahren immer negativer geworden.

Also lügt die »New York Times«?

Nein! Das ist ein Systemfehler. Stellen Sie sich mal das Gegenteil vor, also ein CNN-Reporter sagt in die Kamera: »In diesem Land gab's seit Jahrhunderten keinen Krieg, die Menschen sind gesund, die Währung stabil. Und damit zurück ins Studio!« Wenn alles gut läuft, ist das keine Nachricht. Deshalb mache ich den Medien auch gar keinen Vorwurf. Es liegt in ihrer Natur, eher dahin zu schauen, wo es stinkt. Aber dabei vergisst man, dass vieles auch sehr gut läuft.

Zum Beispiel?

Jede Saison von Bayern München? – Haha, aber die Bayern sind ein gutes Beispiel für unsere gestiegenen Ansprüche. Wenn die Bayern nicht mindestens Meister werden, sind sie völlig hinüber, Volkstrauertag, statt sich einfach über die tolle Saison zu freuen. Beim 1. FC Köln ist man schon froh, wenn der Geißbock gesund ist. Und unsere Gesellschaft ist ein bisschen wie die Bayern. Wir nehmen die Segnungen der modernen Welt als selbstverständlich hin, unsere Gesundheit, die Bildung, den Frieden oder den Bluetooth-Vibrator.

Das klingt ein bisschen wie: »Euch geht es einfach zu gut!«

Nein, zu gut kann es den Menschen gar nicht gehen. Und mit dem Bluetooth-Vibrator sind die meisten noch sehr unzufrieden – hab ich bei Amazon gelesen. Aber das Phänomen, dass wir den gewaltigen Fortschritt gar nicht wahrnehmen, ist mittlerweile wissenschaftlich nachgewiesen, in den Laborexperimenten der Psychologen um David Levari und Daniel Gilbert von der Harvard University. Manche nennen es auch das »Problem der gelösten Probleme«. Je mehr Probleme gelöst sind, desto penetranter nehmen wir die übrig gebliebenen wahr.

Noch mal zu den Medien. Sollten die also einfach mehr positive Nachrichten bringen?

Das würde schon helfen. Der »Spiegel« hat ja sogar die Rubrik »Früher war alles schlechter«. Aber die hat man verschämt irgendwo hinten im Heft versteckt, mehr traut man sich dann doch nicht. Positive Meldungen gelten als naiv, wenn etwas gut ist, war das sicher nur Zufall, bestimmt wird es bald wieder schlechter; der Linksintellektuelle, der was auf sich hält, ist Pessimist. Wir finden das seriöser, Schopenhauer-Style. Dass die Medien jede Schreckensmeldung hemmungslos verstärken und in Echtzeit Amokläufe aufs Handy streamen, macht die Sache nicht einfacher. Die Menschen laufen als Angstbehälter durch die Gegend, die stetig neu befüllt werden. Wer da den anderen

zuruft: »Hey Leute, wir haben doch vieles ganz gut hingekriegt!«, der muss zwangsläufig als Depp dastehen.

Also dann sind die Linksintellektuellen schuld?

Nein, aber die sollten sich mal ein bisschen mehr freuen. Und positiver und pragmatischer in die Zukunft sehen. Karl Marx zum Beispiel war absolut pessimistisch im Hinblick auf die Arbeiterklasse: Wenn die sich nicht gewaltsam von der Unterjochung befreit, so meinte er, dann bleibt eine Welt aus Sklaverei, eine andere Möglichkeit gab es für ihn nicht. Aber so ist es nicht gekommen.

Redet da gerade ein Linker den Kapitalismus schön? Was ist mit der Schere zwischen Arm und Reich?

Ja, die ist krass. Nur dass das untere Scheren-Ende von heute wesentlich mehr zu beißen hat als das untere Ende zu Marxens Zeit. Ich rede nichts schön, ich sehe die Ungerechtigkeit auf der Welt. Aber noch vor 30 Jahren hungerte etwa jeder dritte Mensch auf der Erde, heute nur noch jeder sechste. Ich denke auch, der Kapitalismus ist längst nicht mehr derselbe, den Marx vor Augen hatte. Trotz Neoliberalismus ist unsere Welt schon etwas menschlicher geworden. Und wissen Sie, wem wir das verdanken?

Christian Lindner?

Nein. Den linken Ideen, der Arbeiterbewegung und den progressiven Kräften. Sie haben keinen brauchbaren Sozialismus herbeigezaubert, aber trotzdem enorm viel bewirkt. Die Zukunftsideen im *Kommunistischen Manifest* waren ungefähr so aussichtsreich wie ein Brief an den Weihnachtsmann, und doch: Der Marx-Biograf Jürgen Neffe bemerkte einmal, dass viele dieser »naiven« Ideen heute in den meisten europäischen Staaten verwirklicht sind. Wir haben zwar den Kapitalismus, aber in vielen Punkten leben wir das *Kommunistische Manifest*. Auch Christian Lindner.

Sie meinen, die Linken haben die Welt verbessert und es gar nicht gemerkt?

Jedenfalls freuen sie sich nicht über das Erreichte. Da sind die Linken wie die Bayern: Solange die Meisterschale, der Sozialismus, nicht erreicht wurde, darf man nichts an der Gesellschaft gut finden, das wäre Verrat an den Idealen. So ein Quatsch! Freut euch doch mal! Welche moderne Errungenschaft geht denn auf konservatives Wirken zurück? Die dreiteilige Bierzeltgarnitur vielleicht. Alles, was unsere Gesellschaft lebenswert macht, basiert auf linken Ideen, die irgendwann auch die Gegenseite akzeptieren musste, weil sie einfach gut sind. Jemand hat es vor Kurzem mal so beschrieben: »Die Konservativen sagen immer das, was die Linken sagen, nur zehn Jahre später.« Mit solchen Konservativen kann ich gut leben. Die Frauenrechte, Rechte von Homosexuellen, Vergewaltigung in der Ehe als Straftat, Ächtung von Gewalt in der Erziehung, all das wurde durchgedrückt gegen den Widerstand von Konservativen (zum Beispiel Friedrich Merz) – aber es wurde durchgedrückt.

Viele Menschen haben eher das Gefühl, dass da gar nichts mehr kommt außer Dummheit, Ignoranz, Populismus, Klimakrise ...

Jaja. Die Welt ist schön, wenn nur der Mensch nicht wäre. Es stimmt, wir haben den Klimawandel zu verantworten, aber der hat ja auch Vorteile. Wäre er 100 Jahre früher gekommen, hätte die Titanic nicht den Eisberg gerammt. Tatsache ist: Wir Menschen sind die schlimmsten Killer auf dem Planeten, aber wir haben uns in den letzten 250 Jahren so unglaublich gebessert, dass jeder Sozialpädagoge frohlocken würde. Der Harvard-Psychologe Steven Pinker hat dazu ein Buch geschrieben: »Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit«. Darin zeichnet er unsere Entwicklung nach, von jahrtausendelanger Gewalt hin zur friedlichsten Epoche, die es jemals gab: heute. Pinker bietet ein Füllhorn an Zahlen und wissenschaftlichen Analysen, die nur ein Fazit zulassen: Wir haben verdammt vieles richtig gemacht. Ein tolles dickes Buch, über 1000 Seiten stark, damit könn-

te man jemanden erschlagen. Aber das machen wir ja heute nicht mehr.

Gut, wir sind also friedlicher geworden, aber unserem Planeten gegenüber sind wir nicht ganz so respektvoll.

Ja, aber müssen wir uns deswegen selbst hassen? Wie in diesem Witz mit den zwei Planeten. Der eine Planet: »Du siehst aber gar nicht gut aus.« Der andere: »Ja, ich bin krank, ich habe Homo sapiens.« Darauf der erste: »Keine Sorge, das geht vorüber.« Ich wette, wir Menschen sind das einzige Lebewesen auf der Erde, das sich selbst mit einer Seuche vergleicht. Wenn mir eine Taube auf den Kopf scheißt, empfindet sie bestimmt nicht so viel Selbstekel. Die Welt geht bald unter, und *wir* sind schuld. Wenn sowieso schon alles verloren ist, wie soll man sich denn da auffaffen, die Probleme zu lösen? Wir brauchen Erfolgsgeschichten, die uns motivieren.

Aber die genannten Probleme sind nun mal real. Können Sie da nicht verstehen, dass viele sich die Vergangenheit zurückwünschen?

Nein. »Nothing is more responsible for the good old days than a bad memory«, wusste schon Franklin Pierce Adams, und der ist seit 60 Jahren tot. Nostalgiker haben ein schlechtes Gedächtnis. Das ist auch nicht verwerflich, alle Menschen färben sich die Erinnerungen schön, haben Wissenschaftler bestätigt. Sie nennen das den »rosa Blick«. (Der Soziologe Martin Schröder hat das in einem Buch erklärt, es heißt »Warum es uns noch nie so gut ging, wir aber trotzdem ständig über Krisen reden«.) Neulich schwärmte einer meiner Freunde von den Achtzigern, das sei ein großartiges Jahrzehnt gewesen. Es war halt seine Jugend, natürlich kann die nur großartig gewesen sein. Für mich ein tolles Beispiel für die »fabelhafte Welt der Amnesie«, denn in die Achtziger will doch nun wirklich niemand zurück – es sei denn, man hat Bock auf Zahnschmerzen, Aids und Milli Vanilli. Mein Buch soll viele der rosa Erinnerungen korrigieren.

Sie haben ein Buch dazu geschrieben?

Ja, Sie baden gerade Ihre Hände darin – ich meine, Sie sind gerade mitten in dem Buch. Es ist übrigens sehr witzig, aber absolut ernst gemeint. Alle Zahlen, die ich in dem Buch präsentiere, sind gewissenhaft recherchiert. Denken Sie nur mal an all die Haushaltsgeräte! In den letzten 100 Jahren sank die Anzahl der Stunden für Hausarbeit von 60 pro Woche auf 15. Bei mir sind es sogar nur zwei. Unser Leben ist heute bequemer und besser als jemals zuvor, aber vieles ist uns gar nicht bewusst. Pessimismus ist nur ein Mangel an Information, und Schopenhauer würde heute einfach tindern.

Sie glauben also wirklich, dass nur Optimismus die Welt verbessern kann?

Hab ich was von Optimismus gesagt? Schon morgen kann alles wieder schlechter werden – weiß man's? Auch die wissenschaftlichen Autoren zu meinem Thema, Steven Pinker oder Martin Schröder, betonen, Realisten zu sein. Beide sind sich bewusst, dass der Klimawandel katastrophale Folgen haben kann, das reden sie nicht schön. Aber wenn alle anderen Pessimisten sind, wirkt der Realist wie ein Optimist. Der Kapitalismus ist in höchstem Maße destruktiv; ohne Kapitalismus kein Klimawandel, ohne Kapitalismus keine moderne Sklaverei – aber seltsamerweise sind wir heute auch die friedlichsten, gesündesten, zufriedensten und klügsten Menschen, die je gelebt haben. Und wir sollten dringend herausfinden, wie wir das hingekriegt haben!

Aber jetzt mal Butter bei die Fische: Wie verbessern wir die Welt?

Erstens: weniger Gefühl, mehr Daten! Trauen Sie Ihrer Wahrnehmung nicht! Die Menschen brauchen mehr Informationen, besonders über positive Entwicklungen, dann haben sie auch weniger Angst – die Angst ist eine Säure, die alles in der Gesellschaft kaputt ätzt: Zuversicht, Vertrauen, Offenheit und Kreativität. Wer denkt, dass alles schlechter wird, läuft den Rechten in die Arme. Weniger Angst bedeutet weniger Nazis.

Zweitens: flexibles Denken, so wie Stanley Kubricks Kommentar zum Ikarus-Mythos. Der Plot: Ikarus schnallt sich Flügel aus Wachs und Federn an, fliegt zu nah an die Sonne, das Wachs schmilzt: Ikarus down! Die landläufige Interpretation kennen wir von der spießigen Nicole: »Flieg nicht so hoch, mein kleiner Freund, dort oben brennt die Sonne heiß. Wer so hoch hinauswill, der ist in Gefahr!« Also Hochmut kommt vor dem Fall. Als man Kubrick den D.W. Griffith Award verlieh, schlug er in seiner Videobotschaft eine ganz andere Lesart vor: »Forget the wax and feathers and do a better job on the wings.« Ikarus starb nicht an seinem Hochmut, seine Ausrüstung war einfach Mist. Wir brauchen bessere Flügel!

Autobahntoiletten

Toilettenhygiene und menschliche Entwicklung, das geht Hand in Hand. Heutige Autobahntoiletten sind Pinkelparadiese, von denen Oma nur träumen konnte – ein echter Fortschritt. Und doch sind viele Menschen, nun ja, angepisst von dem Geschäftsmodell dahinter: Sanifair. Auch ich habe die Nobeltoilette lange boykottiert, weil der feiste Konzern für seine Hightechpissoirs Geld verlangt. Fürs Pinkeln! Egal, wie sehr ich musste, ich fuhr vorbei. Ich! Darf! Nicht! Pinkeln! Denn: Ich! Werde! Nicht! Zahlen!

Aber was ist die Alternative? Autobahnparkplätze sind tagsüber schon ungemütlich, aber nachts sieht man kilometerlange Lkw-Ketten, dazwischen stehen menschliche Schatten mit gierig leuchtenden Augen, die zugucken, wie man am Gebüsch den Reißverschluss aufzieht. In schwarzen Lieferwagen lauern osteuropäische Organhändler auf Beute, und an Feiertagen tummeln sich hier Parkplatzswinger auf der Motorhaube. Die sogenannten Toilettenhäuschen auf diesen Plätzen sind baugleich mit weißrussischen Gefängnistraktten. Die klickenden Neonröhren hinter den Deckengittern geben einem das Gefühl, im Verlies eines kahl rasierten Serienmörders gelandet zu sein. An den Wänden stehen Angebote wie: »Mein Freund blest jeden Schwanst!« neben geheimnisvollen Handynummern.

Immer wieder fuhr ich diese Horrorplätze an, aber meine Angst bekam ich einfach nicht in den Griff. Wie kann ich Wasser lassen, ohne zum hilflosen Opfer zu werden? Motor aus und Schlüssel abziehen schützt vor Autodiebstahl. Aber wenn dann die Organjäger kommen, kann ich nicht schnell genug losfahren. Lasse ich den Mo-

tor laufen, kann ich zwar schnell mit meinem Auto abhauen, mögliche Autodiebe aber ebenso, während ich strullend zusehen muss, wie meine Rückleuchten in der Dunkelheit verschwinden. Sekunden später springen die Organjäger aus dem Gebüsch. Im Geiste sehe ich schon meine dampfende Leber in eine Schüssel plumpsen.

Wo also hin, wenn Sanifair und Parkplätze tabu sind? Bevor die Blase platzt, bleibt nur noch die Abfahrt »Schlatzing-Nord«, um mich nach zehn endlosen Minuten auf dem Zubringer endlich in die Feldmark zu erleichtern. War es das wert? Gerät eine Konzernkette wirklich in Bedrängnis, wenn ich wie ein wildes Tier zur Notdurft in die Wälder flüchte? Wie konnte ich mich so erniedrigen?

Am Anfang stand die übliche Empörung eines Linken. Als ich zum ersten Mal die Abzocke der Sanifairs erlebte, schwoll mir der Kamm: Da schluckt ein Automat 70 Cent, bevor man mit dem Zwangsverzehr-gutschein durch das Drehkreuz gelassen wird. 20 Cent sind jetzt kassiert, 50 werden verrechnet für völlig überteuerte Waren. Erst pinkelst du, dann kaufst du mit dem Gutschein eine Cola. So entsteht neuer Druck auf der Blase. Wieder musst du durchs Drehkreuz. Wieder 70 Cent. Dann wieder Cola und immer so weiter. Der Kapitalismus zwingt dich in einen Kreislauf aus Pinkeln und Bezahlen, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt! Wir werden zwangsbefüllt und zwangsentleert, und immer hält der Markt die unsichtbare Hand auf. Der blau-silberne Bon ist ohne Frage ein durchlaufender Posten. Was habe ich mich aufgeregt! Für das menschlichste aller Bedürfnisse darf man doch kein Geld verlangen! Pinkeln ist Menschenrecht! Weg mit den Toilettenketten! »Sani, go home!«, wollte ich an die Klowände schmieren. Bis ich mich erinnerte, wie es früher an der Autobahn zuging, lange bevor Sanifair Scheiße zu Geld machte. So schnell hatte ich vergessen.

Wer noch Mitte der Neunziger eine Autobahnraststätte betrat, den befiel das nackte Grauen. Urindunst brannte sich in Nase und Augen, bevor noch üblere Gerüche dazukamen. Eine zehn Meter lange Pissrinne zog sich durch den gekachelten Raum. Ihre Spülung funkti-

onierte kurz nach der Installation vielleicht ein paar Jahre, dann aber nie wieder, und sie ließ über die Jahre schimmelige Pissestalaktiten wachsen. Ihr gegenüber befand sich ein Dutzend enger Kabinen, von denen nur die Hälfte überhaupt verschließbar war. Wer die Türen aufstupste, war auf das Schlimmste gefasst. Auf dem Boden lag und schwamm, was eigentlich in die Kloschüssel gehörte, Schmeißfliegen suchten angewidert das Weite. Schnaufend suchte man Kabine für Kabine nach dem kleinsten Übel ab, aber man fand es nicht. War die Schüssel sauber, fehlte der Riegel. War da ein Riegel, fehlte das Papier. Gab es Papier, stand man mit den Sandalen in einer gelben Lache. An der letzten Tür angekommen, musste man entgeistert mitansehen, wie ein Lkw-Fahrer seelenruhig in eine der Pfützen tappte, die Tür schloss und geräuschvoll tat, was zu tun war. Danach hielt er für eine Sekunde die Hände unter den Wasserhahn, ging nach nebenan und bestellte mit halb gewaschenen Händen ein Kotelett mit Bratkartoffeln für acht Mark. Davon haben Truck Stop nie ein Wort gesungen!

Diese Welt kann sich niemand ernsthaft zurückwünschen. Die Autobahnraute lehrte uns: Was nix kost', is nix. Und was umsonst ist, wird zugekackt. Wenn kein Geld fließt, haben beide Seiten keine Motivation, einen Standard einzuhalten. Der Betreiber putzt nicht, und der Kunde pinkelt wild. Es ist paradox: Erst moderne Wegelagerer wie Sanifair haben uns Toilettengänger domestiziert. Wer Geld bezahlt, pinkelt nicht daneben. Er startet lieber noch mal die selbstreinigende Klobrille. Faszination Technik. Darauf muss man ja erst mal kommen, ein rotierender Toilettenring. Auch beim Händewaschen hält die Toilette ihr Event-Versprechen. Es gibt Warmwasser, Cremeseife und Desinfektionsmittel. Aber erst dann kommt der absolute Höhepunkt: der *Dyson Airblade*, Symbol für den Fortschrittswillen des Menschen, der Abschied von Kasperkram und Kompromissen.

Der *Dyson Airblade* ist die Antwort auf jahrzehntelangen Toilettenpfusch, auf versiffte Handtücher, graues Knickpapier und Gebläseautomaten mit Zufallsgenerator, nach dem Motto, »Geh ich heut nicht, geh ich morgen, schüttel doch deine Hände selber tro-

cken!« – kurz: die ganze halbherzige Kacke, mit der man uns so lange gedemütigt hat. Das ist vorbei, denn wir haben den *Dyson Airblade*. Zugegeben: Wer das erste Mal die Hände in den silbrigen Schlund des *Dyson Airblade* schiebt, braucht starke Nerven, hat erst mal Todesangst, fürchtet eine Schrecksekunde lang, gleich mit zwei blutenden Stümpfen zu enden. Der Luftstrom droht einem die Haut von den Knochen zu schälen. Nach zehn Sekunden dann die Erleichterung: Beide Hände sind noch dran und obendrein staubtrocken.

Dem *Dyson Airblade* gehört die Zukunft. Noch nie hat ein *Dyson Airblade* versagt wie die unzähligen Generationen von schwachbrüstigen Händetrocknern vor ihm. Ingenieur James Dyson zeigt der Welt, wo Barthel den Gebläsemost holt. Die Höllenmaschine namens *Dyson Airblade* zwingt Billiarden träger Luftmoleküle durch ein Nadelöhr, mit 640 Stundenkilometern treffen sie auf die menschliche Haut und pusten alles weg, was da nicht hingehört. Dabei verbraucht das Gerät weniger Energie als herkömmliche Trockner, weil die Luft nicht angewärmt wird. Aber wer anwärmt, kann nix. »Die anderen produzieren doch nur heiße Luft«, scherzt Herr Dyson gerne. Und recht hat er! Sein *Dyson Airblade* macht die kalte Luft zur Prügelkeule. Noch nie hat eine menschengemachte Maschine Luft so gnadenlos zusammengepresst. Kritiker, die jetzt behaupten, durch Gebläse würden nur unnötig schädliche Bakterien im Raum verteilt, stellen nur ihr peinliches Halbwissen zur Schau. Denn der *Dyson Airblade* hat auch hier die Nase vorn: Er presst die böse Schmutzluft vorher durch einen Filter, der 99 Prozent der Erreger in den Bakterienhimmel schickt. Die Gebläseindustrie ist kein Tummelplatz für Amateure, und James Dyson ist der Chuck Norris der Luftstromtechnik. James Dyson könnte sogar Wolkenkratzer wegpusten – oder mit seinem Gerätepark auf Hochglanz bringen. Der Designer und Selfmade-Milliardär ist übrigens auch der Erfinder des beutellosten Staubsaugers, der niemals verstopft. Geld, schneidende Intelligenz, selbst erfundene Haushaltsgeräte: Dieser Mann wäre bei Elitepartner die Nummer eins. James Dyson und sein *Dyson Airblade*. Das ist das Einzige, was

mir Hoffnung macht. Adenauer, de Gaulle, Kennedy – wer sind diese Zwerge schon gegen James Dyson? Was haben sie bewegt? Haben sie die Welt auch nur ein bisschen sauberer gemacht? Oder trockener? Nein, haben sie nicht!

Zurück zur Autobahnraute. Wir haben also 70 Cent bezahlt. 50 davon können wir einlösen; da die Ware natürlich viel zu teuer ist, schätzen wir mal grob, dass insgesamt 40 Cent futsch sind. Was bekommen wir für diese 40 Cent? Das Gebäude, die Heizung, die Reinigung, die sich desinfizierende Brille, das Klopapier, warmes Wasser, Desinfektionsmittel, softe Dschungelbeschallung. Und eine exklusive Begegnung mit dem *Dyson Airblade*. Das ist mir 40 Cent wert, denn es erspart mir den Gang in die Büsche am Rastplatz, wo das Erdreich unter einem Teppich aus Taschentüchern und Exkrementen erstickt.

Toiletten sind ein Spiegelbild der Gesellschaft. Unsere ist kapitalistisch. Aber sie ist auch sehr hygienisch. Früher gab es zwar den Schwarzafrikaner mit dem Schrubber in der Hand und der Untertasche voller Münzen, aber täglich kam die Münzmafia und zog ihm das Geld vom Teller, ihm blieben nur ein paar Groschen, und die Toiletten waren trotzdem versifft. Dieses Modell war ein Griff ins Klo, es hat für keinen funktioniert, und selbst die Münzmafiosi genießen in Verbrecherkreisen kein hohes Ansehen. Sanifair ist Kapitalismus, der immerhin funktioniert; aus diesen Toiletten kommt man sauberer wieder heraus, als man hineingegangen ist, würdevoll, wenn auch geschröpft. Doch halt! Wir haben ja noch den Sanifair-Gutschein. Pinkeln müssen die Leute immer. Regierungen kommen und gehen, das Urinal bleibt. Die nächste Finanzkrise kommt bestimmt, aber Sanifair-Gutscheine sind immer eine sichere Währung, damit sind Sie flüssig. Kursschwankungen bei Sanifair sind praktisch undenkbar, solange man Widersacher GRANU FINK auf Abstand hält.

Partywissen: Klo

Das saloppe englische Wort für das Klo, loo, entstand aller Wahrscheinlichkeit nach im Mittelalter, als die Angelsachsen vermehrt das Französisch ihrer normannischen Besatzer sprachen. Da hörte man täglich in den Gassen: »Gardez l'eau!« (Achtung, Wasser!), verkürzt »Loou!« Das war ein Euphemismus, denn dieser Ausruf ertönte, kurz bevor man den Inhalt des Nachtopfes durchs Fenster auf die Straße kippte. Heute undenkbar! Die Ekelgrenzen haben sich erfreulich verschoben. Ebenso die Schamgrenzen. Römische Senatoren schmiedeten ihre Intrigen nicht selten beim gemeinsamen Toilettengang unter freiem Himmel. Und ohne Trennwände. Man saß gemeinsam auf dem Thron, drückte und unterdrückte. Schade, dass es damals noch keine »Tagesschau« gab. Die Berichterstattung über Kabinettsitzungen hätte ihren Unterhaltungswert gehabt.

Gestank

Wie es früher gerochen hat, steht nicht in den Geschichtsbüchern. Ich behaupte aber, die Menschen haben noch nie so gut geduftet wie heute. Ich zum Beispiel verbreite in diesem Moment eine erfrischende Aura aus Kokos und Passionsfrüchten, das habe ich meinem Duschgel zu verdanken. So gepflegt wie ich sind fast alle in Mitteleuropa, üble Stinker sind die Ausnahme. Wir sind erst die zweite oder dritte Generation Mensch auf Erden, die das von sich behaupten kann. Je weiter man in der Zeit zurückgeht, desto übler müffelt es. Um eine Zeitreise sicher zu überleben, brauchen Sie zwei Dinge: eine Schusswaffe und ausreichend Duftspray.

Mittelaltermärkte lassen alte Zeiten wieder lebendig werden und sind dabei von Jahr zu Jahr authentischer. Auf einem dieser Märkte sah ich sogar einen Bettler durch die Menge hinken. Mit pseudofettigem Langhaar und im zerlumpten Umhang hielt er die knochige Hand auf. Und die Leute gaben ihm gerne, weil sie das originell und authentisch fanden. Dieser Hobbybettler (eigentlich Silvio, ein Bauzeichner aus Erfurt) macht an einem Wochenende sicher einen Umsatz von mehreren 100 Euro, also deutlich mehr als die Romafräulein am Bahnhof – die ja eigentlich der Profi ist, wenn man so will. Wie ungerecht! Stutzig machte mich aber vielmehr, dass der humpelnde Nassauer auf dem Mittelaltermarkt nach Kokos und Passionsfrüchten duftete ...

Mittelaltermärkte sind beliebt, weil man die Epoche mit allen Sinnen erfahren kann. Da wird gebacken und gebraten, geschmiedet und gewebt, gegerbt und getöpfert. Frisch duftende Brotlaibe kom-

men aus dem Ofen, man riecht das Leder, die Gewürze und den Rauch zahlreicher Feuer. Dieses Mittelalter hat ein herrliches Aroma, und das ist der große Schwindel. Wo bleibt der alles zerfressende Gestank vergangener Zeiten? Wenn Sie Ihre Zeitmaschine im Mittelalter parken, stehen Sie in einer Hölle aus beißenden Gerüchen: Kot und Urin, das durch die Gassen läuft, Pferdekacke, Hundekacke, Gänsekacke, Hühnerkacke, Kuhkacke, Ziegenkacke, Vogelkacke, Essensreste, Tierkadaver, die durch die Bäche treiben – und schließlich der säuerliche Gestank Ihrer eigenen Kotze. Das Mittelalter stank erbärmlich. Und wer in dieser stinkenden Welt lebte, der sah auch keinen Sinn darin, sich täglich zu waschen. So war das olfaktorische Inferno perfekt. Was unsere Vorfahren die meiste Zeit taten? Stinken. Sie stanken wie die Pest. Auch aus dem Mund, denn Zähneputzen war unbekannt in diesen Tagen. Was für eine furchtbare Zeit! Vorteile hatte das dauernde Gestinke nur für die Blinden: Wenn sich ein Räuber anschlich, konnten sie ihn schon von Weitem riechen.

Lange Zeit war diesbezüglich keine Besserung in Sicht. Auch die eitlen Gecken im Schloss Versailles in den Tagen der durchnummerierten Ludwigs 13 bis 16 wuschen sich selten und kaschierten den eigenen Muff mit ordentlich Duftwässerchen. So parfümiert, pinkelte man dann im Schloss einfach dorthin, wo man gerade stand, und die Diener entfernten den Unrat. Nehmen Sie sich ein paar Minuten Zeit für dieses Bild, denn genau so ist es gewesen.

Aber vom Mittelalter an wird die Geschichte der Menschheit begleitet von der fortschreitenden Reduzierung von Gestank. Je toleranter der Mensch wurde, desto intoleranter wurde seine Nase. Heutzutage schlägt unser Riechorgan schon bei minimalem Körpergeruch Alarm. Es ist noch gar nicht so lange her, da sah das noch ganz anders aus. In dem Dorf meiner Kindheit stanken noch so gut wie alle. Die Bauern rochen natürlich nach Kuh- und Schweinestall, quasi als Topping für den eigenen Körpergeruch, der nicht gering war, da man den ganzen Tag körperliche Arbeit verrichtete. Wo Tiere leben und wo gearbeitet wird, wird eben auch gestunken, und »Badetag«

war immer nur am Samstag. Mit einer heutigen Nase wäre man bekloppt geworden.

In meiner Kindheit sah das Geruchsranking so aus: Schweinemist stank noch übel, der Kuhmist schon weniger, und Pferdemist galt schon fast als aromatisch. Ich bin sicher nicht der Einzige, der Heimat mit dem Geruch von Mist und Gülle verbindet. Die kleinen Höfe verschwanden nach und nach und mit ihnen auch die Schwalben, die Spatzen – und der Gestank. Die Wahrnehmung änderte sich. Extremer Schweißgeruch fiel mir in den Jahren des Wandels nur noch beim Discountermarkt auf, wo damals ausschließlich die Unterschicht einkaufte. In der Klassengesellschaft nimmt der Gestank von unten nach oben hin ab, weil oben nicht körperlich gearbeitet wird. Oberschichten duften, Unterschichten schuften.

Stinken wurde immer unpopulärer. Dabei hatten jahrtausendlang Körperausdünstungen als Aphrodisiakum gewirkt. Napoleon soll an seine geliebte Josephine geschrieben haben: »Wasche Dich nicht, ich komme!« Igitt! So was geht heute gar nicht mehr. Zu viel Geruch ist Sexkiller Nummer eins. Auch der Arbeiter muss sich heute gründlich duschen und anschließend mit Moschusduft eindieseln. Um sexy zu riechen, tauscht er die obsoleten Geilmachsekrete seines eigenen Körpers gegen den Lockstoff des Moschusochsen – und wird beim Zoobesuch von erregten Ochsen bedrängt.

Mich jedenfalls tört Körpergeruch ab, egal, ob das in der Steinzeit ein wichtiger Flirtfaktor war. Das ist irreversibel, selbst wenn ich ein psychisch Kranker wäre, der sich für Napoleon hält. »Josephine, Du stinkst! Ich komme nicht!«

Heute haben wir unsere Pheromone weitestgehend ausgeschaltet und erschaffen uns jeden Tag olfaktorisch neu. Dabei helfen uns viele Regalmeter Duschgel, Shampoo und Deospray. Wir können heute nach so ziemlich allem riechen, was wächst. Wir sind zur Freiheit verurteilt, existenziell wie olfaktorisch. »Der Mensch ist nichts anderes als das, wozu er sich selbst macht«, sagt Sartre. Und er riecht nicht anders als das, womit er sich einseift, sage ich. Will sagen, die

Marktwirtschaft kann auch ganz schön stressen. Unablässig fragt sie den Konsumenten: Was willst du sein? Wonach soll dein Hyundai duften? Welches Cappuccinoaroma: Mandel, Kokos, Schinkenspeck, Bärlauch-Minze oder Pumpernickel-Cassis? Welcher Eierbecher passt zu dir? Los, entscheide dich! Der moderne Mensch sinniert die Hälfte seines Lebens über vollkommen sinnloses Zeug. Aber eines kann man ihm nicht vorwerfen: dass er dabei auch noch stinken würde.

Viele Fabriken stanken früher nicht weniger als die Bauernhöfe. Auch das hat sich geändert. In den Achtzigerjahren gab es erstmals Bürgerproteste gegen eine Pressplattenfabrik in unserer Nachbarstadt, da sie Tag und Nacht üble Schwefelgerüche ausstieß und die Anwohner permanent von Gestank umgeben waren. Jahre später bescherte mir ein ähnlicher Fall den coolsten Studentenjob überhaupt: Riechen gegen Bezahlung. »Geld stinkt nicht«, sagt der Volksmund, bei mir war das anders, und das kam so: Eine Bürgerinitiative hatte gegen eine Fabrik in Göttingen geklagt, die daraufhin verpflichtet wurde, ein Umweltgutachten in Auftrag zu geben. Für Geruch gab es aber kein Messgerät. Was es dafür brauchte, waren menschliche Nasen. Viele Nasen. Vierundzwanzig Stunden am Tag mussten Stichproben genommen werden, also auch nachts, was sich am besten mit Studenten bewerkstelligen ließ. Die Riecherei wurde gut bezahlt, und so kam meine Nase ins Spiel. Zuerst musste ich einen Riechtest absolvieren. Die Nase durfte nicht zu schlecht sein, aber auch nicht zu gut. Eine Durchschnittsnase eben. Der Mann von der Gutachtenfirma hatte eine Art Gasflasche mit dem betreffenden Geruch bereitstehen und hielt den Probanden einen kleinen Plastiktrichter vor die Nase. Dann drehte er die Düse langsam auf, und wir mussten Bescheid geben, sobald wir den Geruch (holzig-schwefelig) wahrnahmen. Ich hatte Glück: Meine Nase ist absolut durchschnittlich, das habe ich nun schriftlich. Das zu erriechende Areal erstreckte sich über mehrere Quadratkilometer. GPS war noch Science-Fiction, also bekamen wir eine Mappe mit Adressen und Fotos der Riechpunkte. Dort musste man sich zu genau vorgeschriebener Uhrzeit einfinden und los-

schnüffeln. In einer Tabelle waren ein paar Wetterdaten einzutragen, und dann ging es auch schon los: tief durch die Nase atmen, Stinkintensität per Kreuz in ein Kästchen eintragen, zwei Minuten warten, wieder ganz tief einatmen und so weiter. Man verbrachte etwa zehn Minuten an einem Punkt. Dann ging es weiter zum nächsten Punkt, wo man wieder alle zwei Minuten ganz tief einatmete. Nach zweieinhalb bis drei Stunden war man fertig und um 50 Mark reicher.

Was allerdings die Menschen dachten, die nachts um drei durch die Gardine einen unbekannten Mann vor ihrem Haus sahen, der sich nicht von der Stelle rührte und nichts weiter tat, als im Lichtkegel der Straßenlampe tief durchzuatmen, das weiß ich auch nicht. Es war definitiv keine gute Zeit für schizophrene Paranoiker. Zumal wir uns aus Gründen der Objektivität abwechseln mussten: Eine Woche später stand da ein anderer Schatten unter der Laterne und atmete tief ein.

Die Aktion war schlussendlich erfolgreich, und die Fabrik musste Filter in ihre Schlote einbauen. Dank meiner Hilfe können die Anwohner wieder die frische Luft im Garten genießen – außer die von mir Traumatisierten, die durch die Straßen laufen und den Menschen zurufen: »Die Riecher kommen! Die Riecher kommen!« Die Ärzte in der Psychiatrie sind ratlos, weil auch bewährte Entspannungsübungen bei diesen Patienten einfach nicht greifen. »Atmen Sie ganz tief durch ...!«